LANDKREIS CALW
Kreisarchiv Calw

seinen Arbeiten, seinem jungen Ruhme nach, bis er eines Tages im Winter 1872 die Nachricht erhielt, daß seine Mutter gestorben sei.

Die Eingeborenen von Formosa.

Als jener Teil Formosas, in dem noch erbittert um die Unabhängigkeit der Eingeborenen gekämpft wird, mit einem Drahtzaun umgeben wurde, durch den der elektrische Strom geleitet werden konnte — als neues eigenartiges Verteidungsmittel — wandte sich die Aufmerksamkeit und das Interesse weitester Kreise diesem Lande zu. Von ihm berichtet Rennosuke Fujisawa in „Zeit im Bild" in interessanten Stimmungsbildern.

„Die Eingeborenen stehen auf tiefer Kulturstufe. Sehr mangelhaft ist ihre Fertigkeit im Zählen, bei 30 oder 40 endigt sie gewöhnlich. Wer bis 200 zählen kann, gilt schon fürst äußerst klug. Will man eine große Zahl ausdrücken, so sagt man, der Gegenstand sei so zahlreich wie das Gras auf dem Felde. Ueber die Zahl 200 geht das Begriffsvermögen nicht hinaus. Will der Eingeborene eine kurze Zeit ausdrücken, so sagt er, 'sie dauere so lange wie das Rauchen einer Pfeife oder — bei längeren Zeiten, — wie der Lauf der Sonne zwischen zwei oder mehreren Bergesspitzen. Der Eingeborene ist ein großer Freund des Rauchens.

Ist in einer Familie eine Tochter den Kinderschuhen entwachsen, so wird sie von der Mutter in der Feldarbeit, im Kochen, Nähen und Weben unterwiesen. Ist dies geschehen, so bekommt das Mädchen von der Mutter auf der Stirne eine Tätowierung. Ist das Mädchen aber nicht vollständig oder nicht gründlich in ihren Obliegenheiten unterwiesen worden und erfolgt die Tätowierung dennoch, so gilt dies für schmachvoll. Umgekehrt, ist der erwähnte Fall eingetreten, aber die Tätowierung noch nicht erfolgt, so wird die Mutter von Verwandten oder Bekannten daran erinnert, sie schleunigst nachzuholen.

Was die Männer anbetrifft, so gelten sie erst dann für erwachsen, wenn sie den abgeschnittenen Kopf eines Angehörigen eines anderen Volksstammes oder eines Chinesen oder Japaners als Beute heimbringen. Zieht der junge Mann zu diesem Zwecke aus, so wird im Dorf ein Fest veranstaltet, und die ganze Bevölkerung bringt ihn bis zur Dorfgrenze. Mit Lebensmitteln für 2—3 Tage versehen, zieht dann der Eingeborene von dannen. In den nun folgenden Tagen muß er nachts im Freien nächtigen und überhaupt viele Strapazen erdulden, um zum Ziele zu gelangen. Sofort kehrt er aber um, wenn ihm nachts etwas geträumt hat.

Wollen die Eltern ihre Kinder verheiraten, so suchen sie ein passendes Mädchen oder einen passenden jungen Mann aus und teilen dann dem Dorfschulzen die Wahl mit. Dieser vermittelt dann die Heirat. Alsdann schickt der Bräutigam jener Braut 5 teppichartig angeordnete und miteinander verbundene Muschelketten, 5 messingene Pfannen, 5—10 Sicheln, 2 Stück Rindvieh und 5 große Sakefässer. Der Hochzeitstag wird festgesetzt und meist zwei bis drei Tage nach der Uebersendung der Geschenke. Da, wie wir schon gesehen haben, die Leute diesen Tag nicht behalten würden, schneiden sie jeden Tag von einer mit Knoten versehenen Schnur einen Knoten ab. Die Feiernden — etwa 30 an Zahl — versammeln sich in der Behausung des Bräutigams (auch der Dorfschulze ist anwesend). Ein vorher geschlachteter Ochse wird aufgetragen, Sake wird getrunken und die Fröhlichkeit dauert bis zum andern Morgen.

Wird die Geburt eines Kindes erwartet, so wird die Mutter der Frau zur Hilfeleistung herbeigerufen. Hebammen gibt es nicht. Der Mann muß während dieser Zeit das Haus verlassen. Geschlachtet darf kurz vor einer Geburt nichts werden, erst nachher geht der Mann wieder auf die Wildschweinjagd oder schlachtet ein Huhn. Die junge Mutter bekommt alsdann das beste Essen. Ist sie wieder imstande, Feldarbeit zu verrichten, so wird das neugeborene Kind in ein festes Tuch gelegt und auf der Brust getragen. Wird es der Mutter bei der Arbeit hinderlich, so hängt sie es einfach an den nächsten Baum. Da die Eingeborenen natürlich mit den Fragen der gesundheitlichen Erziehung der Kinder nicht vertraut sind, sterben sehr viele Kinder im frühen Alter. Als kürzlich eine Eingeborene, die nach Tokio kam, auf der Straße so viele Kinder spielen sah, fragte sie ihre Umgebung, ob denn in Japan 3 oder 4 Kinder auf einmal geboren werden.

Ein Brüllwettstreit der englischen Stadtbüttel.

Die englische Stadt Hastings war in diesen Tageen das Mekka der öffentlichen Ausrufer des Vereinigten Königreichs, die sich hier im stolzen Bewußtsein ihrer Stimmkraft und eindrucksvollen Vortragsweise zum öffentlichen Wettbewerb zusammenfanden. Nicht weniger als 33 dieser stimmgewaltigen Lokalherolde hatten sich in König Harolds alter Stadt versammelt, um sich im Brüllwettstreit mit einander zu messen. Und ganz Hastings saß auf den im Kreise angeordneten 6 Penny-Sitzen und lauschte mit gespanntem Ohr den vom Glockengebimmel begleiteten Rufen der wackeren Kämpen, deren Stentorstimmen die Luft erfüllten. Die meisten der Bewerber betraten die Tribüne in prunkenden Kostümen, die die historische Vergangenheit wieder lebendig werden ließen. Man sah Treispitze aller Formen und Gestalten, Strümpfe in allen Farben, wundervoll bestickte Röcke und prunkende Pluderhosen. Der Wettbewerb wurde von den besten Ausrufern Englands und Wales eröffnet, die jeder mit ihrer Glocke erschienen. Nur Mr. Rott aus Devizes zeigt, statt mit der Glocke mit einem Stocke, den ein Goldknopf zierte, Ruhe. Die Textformel des Ausrufers bestand aus den Worten: „Oyez! Oyez! Oyez! Es sei Euch kund und zu wissen getan, daß das Blumen- und Festspiel an August Bank Holiday eine freie Feier von Freude und Schönheit ist, die den Besuchern von Hastings und St. Leonards gegeben wird." Jeder der Wettstreitenden ließ es sich mit Fleiß angelegen sein, diese Textworte und die entblößten Hauptes gesprochene Schlußformel: „Gott erhalte den König" mit einer besonderen Klangnote und Ausdrucksnuance auszusprechen, die der Leistung ein individuelles Gepräge aufzudrücken geeignet war. Im Hintergrunde war ein Zelt aufgeschlagen, in dem die drei Schiedsrichter die Stimmen mit dem Ohre begutachteten, ohne die Ausrufer zu sehen. Sie sprachen den ersten Preis von 5 Pfund Sterling (100 Mark) Mr. Anglish aus Marlborough, den zweiten 3 Pfd. St. (60 Mark) Mr. Cox aus Burnham und den dritten von 2 Pfd. (40 Mark) dem blinden Ausrufer Tucker aus Blaina zu. Der erste Preisträger erwarb zudem die Meisterschaftsglocken von Großbritannien für 1913. Es wurden außerdem noch Preise für das beste und echteste Kostüm verteilt, wobei der oben erwähnte Mr. Rott aus Devizes mit seinem scharlachfarbenen Jägergewand und seinem mit einem goldenen Knauf gezierten Stock den Vogel abschoß.

Magisches Zahlen-Quadrat.

4		
	5	
		6

Die leeren Felder sind durch Zahlen derart zu besetzen, daß in keiner Reihe wagerecht, senkrecht und quer von Ecke zu Ecke eine Zahl doppelt ist und jede dieser Reihen die Summe von 15 ergibt.

Auflösung folgt in nächster Nummer.

Auflösung des Abstrichrätsels von voriger Nummer:
J . m ., To . ., Dist . ., . le ., . ben .
(Im Tod ist Leben.)

Druck und Verlag der Bernh. Hofmannschen Buchdruckerei in Wildbad. — Verantwortlich: E. Reinhardt daselbst.

Der Erzähler vom Schwarzwald

Unterhaltungs-Blatt zum Freien Schwarzwälder.

Nr. 58. Wildbad, Mittwoch, den 23. Juli. 1913.

Die Kellnerin.

Im schwarzen Kleid und weißen Schurz
bedient die Kellnerin.
Die Trauerfarb ertrüg sie nicht,
hätt sie nicht leichten Sinn.

Ein Sträußchen steckt an ihrer Brust,
das gab ihr ein Student,
und wenn das bißchen Lieb nicht wär,
sie wünscht, es hätt' ein End.

Ein End die Trinkgeld-Sklaverei,
die ans Cafe sie bannt,
wohin den Weg kein Sonnenstrahl
durch Tabakswolken fand.

Heinrich von Reder.

Die Krone des Lebens.

24) Roman von Maximilian Böttcher.

(Nachdruck verboten.)

Gern hätte er ein begütigendes Wort zu Heinz gesprochen, denn er hatte ihn lieber gewonnen von Tag zu Tag und fühlte doppeltes Mitleid mit ihm, weil er seine Schmerzen zu würdigen wußte; — aber — was sollte er ihm sagen, in Werners Gegenwart noch dazu?

Schließlich streckte er ihm herzlich die Hand hin.

„Nun denn, falls wir uns vor meiner Abreise nicht mehr sehen sollten, leben Sie wohl. Aber vielleicht . . . ich will die Hoffnung noch nicht aufgeben . . . . vielleicht kommen Sie morgen doch noch auf ein Stündchen, eventuell nach Beendigung der Abendschule, die sich ja im Notfall auch wohl mal ein wenig abkürzen läßt."

Am nächsten Morgen erhielt Heinz einen veilchenduftigen Brief von Isabella; Zanga, auf einem Maulesel reitend, brachte ihn.

„Heinz! Noch einmal, zum letztenmal, bitte ich Dich, komm. Laß nicht ohne Abschied von Dir gehen

Deine Isa."

Dennoch, ob sein Herz auch noch so stürmisch drängte, hätte er der Verlockung schwerlich Folge geleistet, wäre nicht Werner noch in die Abendschule gekommen, ihn um seine Heimbegleitung zu bitten, wie er nur zu bitten verstand: halb mit altklug-humoristischer Weltweisheit, halb mit einer so aus dem Innersten strömenden Zärtlichkeit, daß ein Widerstreben geradezu unmöglich war.

Als der Wagen, der die beiden nach Fichtenhöhe brachte, auf die Rampe rollte, stand Isabella, die Hand aufs Herz gepreßt, im Vestibül. „Würde er kommen?" . . Die angstvolle Spannung benahm ihr fast den Atem, trieb ihr schwere Tränentropfen aus den wie im Fieber glühenden Augen.

„Dank, tausend Dank", flüsterte sie dem Eintretenden zu und umklammerte seine Hand.

„Nicht dort hinein", stieß sie hervor, als Heinz, nachdem er Hut und Mantel abgelegt, die Tür zu den Gesellschaftsräumen öffnen wollte; „Bannemann ist da. Der Mensch ist von einer Aufdringlichkeit wie ein Geschäftsreisender. Er geht einfach nicht, bleibt auf seinem Platz, so daß man ihn wohl oder übel zum Abendessen bitten muß. Mag Papa sich noch ein Weilchen weiter mit ihm langweilen. Ich muß dich allein sprechen; und wer weiß, ob sich nachher noch Gelegenheit dazu findet." Und sie nötigte ihn in Werners Zimmer.

„Bist du mir böse?" fragte sie, als die Tür sich hinter ihnen geschlossen hatte.

„Böse — weshalb?" fragte Heinz zurück, ganz gelassen, ganz Herr seiner selbst.

„Weil ich dich so gequält habe in all der letzten Zeit . . . durch Gleichgültigkeit, häßliches Betragen und" — ihre Stimme senkte sich — „durch mein albernes Spiel mit Bannemann."

„Ich bin dir nicht böse", antwortete er; „du bist nun einmal wie du bist. Nur fremd bist du mir geworden."

Isabella stieß einen dumpfen Wehlaut aus; dann warf sie sich ihm mit der heftigen Leidenschaftlichkeit, die ihm ja nichts Neues mehr war, an seine Brust. Halb mit Lachen, halb mit Weinen stammelte sie, ihre weichen Hände fest um seinen Nacken schlingend:

„Ach . . . das ist ja nicht wahr . . . das ist ja nicht wahr!"

„Doch!" entgegnete er und versuchte vergeblich, sich aus ihrer Umarmung zu befreien.

„Heinz!" rief sie, drohend und flehend, „Heinz, sei gut zu mir. Heinz, mein Liebster, habe Mitleid mit mir. Ich ertrag das Leben nicht, so nicht. Ich vergehe . . . ich komme um meinen Verstand. Ich muß ein Recht an dich haben."

„Das Recht kannst du nur in dir tragen — alles Äußerliche ist Schein", gab er zurück.

Voll bitteren Hohnes lachte sie auf.

„Dann ist das Licht der Sonne auch Schein und der Frühling und die Wärme, nach der wir uns sehnen. Denn du — du bist meine Sonne, mein Frühling, mein Licht", stammelte sie, wieder in den Ton heißer Leidenschaftlichkeit verfallend. „Ich komme mir vor wie eine Gefangene, die man mit gebundenen Händen eingekerkert hat . . . Ich will so nicht weiterleben . . . vor aller Augen will ich mich an deinen Arm hängen, dich „du" und „Liebster" nennen vor aller Ohren. Ich will deine Braut sein . . . endlich, endlich. Du sollst Vertrauen zu mir haben. Ich will nicht mehr um deine Küsse betteln müssen. Ich will Anspruch haben auf deine Zärtlichkeit, die du mir immer versagst. Ich vergehe in Sehnsucht nach Liebe. Oft denke ich, ich möchte mich mit meinem Mund an deinen Mund hängen, dich küssen, bis kein Leben mehr in dir ist. — Dich küssen, bis du tot bist . . . dir das Blut aus den Adern, die Seele aus der Brust trinken mit meinen Küssen. Sprich ein Wort, bitte mich, und ich reise morgen nicht. Laß mich nicht reisen, nicht mit Bannemann reisen. Er stellt mir nach, umgarnt mich, jagt mich unaufhörlich, läßt mir keine Ruhe. Und mein Herz, von Sehnsucht nach Liebe gequält, ist wie ein müde gehetzter Vogel, der nicht mehr weit fliegen kann, der Frieden finden muß, so oder so. Schütze mich doch, Heinz, schütze mich vor Bannemann, schütze mich vor mir selber."

Tränen stürzten ihr aus den Augen; sie gab Heinz frei und sank, das Antlitz in den Händen bergend, erschöpft in einen Sessel, den Körper von krampfhaftem Weinen durch und durch geschüttelt.

In Volkraths Brust wallte heiße Empörung auf, eine Empörung, in die sich leise Geringschätzung mischte. Also so schwach war die, die er liebte, so jämmerlich schwach, daß sie ihn anrief zum Schutz gegen ihr eigenes, wankelmütiges Herz! Daß sie sich nicht schämte, ihre Haltlosig-

rett einzugestehen! Wahrhaftig, wäre das alles nicht so traurig gewesen, man hätte darüber lachen mögen. — Und wieder legte sich Heinz die Frage vor: Liebte er Isabella denn überhaupt? Lange ruhte sein Blick auf ihrer zusammengesunkenen Gestalt, die wie Espenlaub bebte, ihrem von Tränen überströmten Gesicht, das ihm weichlich und charakterlos, ein Abbild ihrer schwachen Seele, jeden edleren Reizes bar, erschien. Und vor sein geistiges Auge trat — es war ihm wie ein Wunder — Martha Bartikows hohe, stolze Gestalt, deren Schultern die Bürde hundertfältigen Leides nicht zu beugen vermochte, Martha Bartikows reines, seelenvolles Antlitz, das ihn anmutete wie das Antlitz einer Heiligen.

„Du wirst mir schreiben, wenn wir fort sind", stieß Isabella hervor, indem sie mit hastiger, nervöser Bewegung die Tränen zu trocknen versuchte; „das eine versprich mir, daß du mir jeden Tag schreiben wirst."

„Ich weiß nicht, ob Grund sein wird zum Schreiben", entgegnete Heinz langsam, betont.

In Isabellas Antlitz trat ein Ausdruck leidenschaftlicher Feindseligkeit.

„Nun gut . . . zwingen kann ich dich nicht. Aber, was immer geschehen wird — du — du — du trägst die Schuld an allem! Sieh zu, wie du damit fertig wirst!"

Dicht vor ihm, so daß der Atem ihres Mundes ihn streifte, stand sie, hoch aufgerichtet, die eine der schmalen, lilienweißen Hände auf die stürmisch wogende Brust gepreßt, die andere krampfhaft zur Faust geballt. Verschwunden, weggewischt gleichsam war der Ausdruck der Schwäche aus ihrer Haltung, aus ihren Zügen. Die blitzenden Zähne hatte sie in die Unterlippe gegraben, die bleiche Stirn unter der Pracht des schwarzen Haares lag in drohenden Falten, ihre dunklen Augen glühten. So stand sie: ein Bild vollendeter, einziger, hinreißender Schönheit . . .

Und wieder fühlte Heinz, wie sein Herz ihr jäh und stürmisch entgegenschlug, so stürmisch wie je — trotz aller Empörung, aller Geringschätzung und allen Zornes, die er noch vor Minuten gegen sie empfunden. Wie hatte sie doch gesagt? . . . „Ich möchte meinen Mund an deinen Mund hängen, dich küssen, bis kein Leben mehr in dir ist, dir die Seele aus der Brust trinken mit meinen Küssen . . ." Und er? — Spürte er nicht das gleiche Verlangen in diesem Augenblick? Alle Stimmen seines Empfindens tönten wild durcheinander . . . War er nicht wirklich schuldig geworden an ihr? Mit dem verfrühten Geständnis seiner Liebe hatte er den Feuerbrand in ihre Seele geworfen und von ihr verlangt, sie sollte die lodernden Flammen, die ihr Herz verzehrten, in Zaum und Zügel halten, bis es ihm gefallen würde, zu sagen: Nun, Flammen, brennt frei heraus! Und er hatte doch gewußt, daß sie schwach und haltlos war, schwach und haltlos durch eine Existenz des schrankenlosen Luxus und der grenzenlosen Verweichlichung und Verwöhnung. „Vielleicht", rief es in ihm, „vielleicht, wenn du dich frei und offen an ihre Seite gestellt von der ersten Stunde an, wenn du dich voll unerschütterlichen Vertrauens zu ihr bekannt, ihr die Kraft zugetraut hättest, deren sie bedurfte, wenn du sie mit unermüdlicher, unverzagter Liebe und Güte und doch mit fester Hand gelenkt hättest, Schritt um Schritt, vielleicht wäre ihre Seele groß und stark geworden, vielleicht ständest du heute mit ihr an dem Ziel, an dem dein und ihr Glück freudig hätte erblühen können."

„Gehen wir!" schallte Isabellas Stimme in die Sturmflut seiner Gedanken hinein. „Wir haben uns ja wohl doch nichts mehr zu sagen; — wozu also durch langes Fernbleiben Aufsehen erregen?"

Mit gleichmütiger Miene, als wäre nichts geschehen, betrat sie, von Heinz gefolgt, das Zimmer, in dem der Kommerzienrat, Bannemann und Werner in müde sich hinschleppendem Gespräch beieinander saßen, und lächelnd sagte sie:

„Ich bitte vielmals um Entschuldigung. Aber ich hatte mit Herrn Vollrath noch einige dringende Wohltätigkeitsangelegenheiten zu besprechen, deren diskrete Behandlung mir Bedürfnis war."

Der Forstmeister streifte sie und Heinz mit einem flüchtigen Blick seiner stählernen Augen; um seinen Mund zuckte es.

„Nun wollen wir aber zu Tisch gehen. Ich habe einen grausamen Hunger", scherzte Isabella. „Darf ich die Herren bitten?"

Bannemann ging rasch auf sie zu und machte seine übliche, bei aller Gemessenheit höchst tadellose Verbeugung.

„Ich darf doch die Ehre haben, Sie zu führen, gnädiges Fräulein?"

Mit ihrem bestrickendsten Lächeln nickte Isabella ihm zu und legte ihre Hand in seinen Arm.

Heinz, dem das Blut wild durch die Schläfen brauste, hätte dazwischen springen, die Geliebte von seinem Todfeind fortreißen mögen.

„Ein unverschämter Patron. Ich könnte ihm — na, ich will nicht sagen, was!" flüsterte Werner, der neben ihn getreten war.

Der Diener hatte die Schiebetür zum Speisezimmer geöffnet. Man nahm an der, wie immer, mit verschwenderischer Üppigkeit bestellten und mit Blumen überladenen Tafel Platz, wobei es Isabella so einzurichten wußte, daß Heinz ihr und dem Forstmeister gegenübersaß. Neben ihr, an der einen Schmalseite des Tisches, saß der Kommerzienrat, neben Bannemann, an der entgegengesetzten Schmalseite, Werner.

Das Gespräch, fast nur von dem Forstmeister und Isabella geführt, drehte sich anfangs um die geplante Nordseefahrt, die am folgenden Tage in aller Frühe angetreten werden sollte: — Bannemann hatte wirklich seinen Urlaub rechtzeitig durchgedrückt und schilderte nun das Ostender Badeleben, das Isabella noch nicht aus eigener Anschauung kannte, in leuchtenden Farben.

Heinz war es, als müßte ihm der Kopf zerspringen. Aber durch all die Qual, die er litt, rang sich doch ein fester, bestimmter Gedanke, Hoffnung und Vorsatz zugleich: Wenn Isabella den Verführungskünsten des Forstmeisters nicht erlag, so sollte ihm das ein Zeichen sein, daß ihre Seele den Lockungen des Reichtums nicht rettungslos verfallen war, daß sie Widerstandskraft und Tiefe genug besaß, um doch noch an seiner Seite ihr Glück zu finden, so wollte er sie fortan als unlöslich zu ihm gehörig betrachten, durch nichts mehr von ihm zu trennen als durch den Tod, so wollte er sie stützen mit festen Armen, sie lenken und leiten Schritt für Schritt auf dem Wege zum Ziel, ihr helfen, aus einem nichtigen Luxusgeschöpfchen ein Weib zu werden, eine Gefährtin des Mannes, die vollwertig neben ihm steht, Schulter an Schulter mit ihm ringt und kämpft für die großen Aufgaben, die der Menschheit gestellt sind. — Und wenn sie sich den Einflüsterungen Bannemanns ergab? . . .

„Sagen Sie mal, Herr Hilfsprediger", wandte sich der Forstmeister eben in scheinbar sehr interessiertem Ton an ihn, „was lernen denn die Kinder eigentlich so hauptsächlich in Ihrer Abendschule?"

Heinz begegnete dem forschenden, auch jetzt von Hochmut nicht ganz freien Blick der stählernen Augen mit prüfendem Ausdruck.

„Spielen, Herr von Bannemann", antwortete er mit erzwungener Gelassenheit, „sich des Lebens freuen — ein Geringes von der schweren Kunst, in der andere, Glücklichere, wie Sie zum Beispiel, die Meisterschaft schon mit auf die Welt bringen."

„Hm", machte der Forstmeister und schob, die Nüstern blähend, mit den hageren Spinnenfingern sein Weinglas zurück; „auf dem Gesellschaftsabend beim Grafen Voß gestern wurde die einstimmige Meinung laut, daß Sie eigentlich nicht gut daran täten, das hiesige Proletariat aus dem geistigen Niveau, auf dem es von alters her steht, sozusagen par force herauszuheben. Dadurch, daß Sie den Kindern schon frühzeitig Raupen in die Köpfe setzten von wegen Lebensfreude und dergleichen — die Ansicht wurde allgemein vertreten — züchteten Sie mit tödlicher Gewißheit Sozialdemokraten aus ihnen. Das Bildungsmaß, das heutzutage die Schule böte, wäre schon überreich bemessen für die vierte Klasse, ja, man könnte getrost sagen: dieses, in den wenigsten Fällen verdaute Bildungsmaß sei geradezu eine der Hauptursachen für das unheimliche Anwachsen der Umsturzpartei. und . . ."

(Fortsetzung folgt.)

— Moderner Almbetrieb. Tourist: „Kann ich vielleicht kuhwarme Milch und einen Schmarren bekommen?" — Sennerin: „An' Schmarr'n! A Kaviarbrot kannst haben mit an' G'spritzten!"

Meine Mutter.

Von Peter Rosegger.

Rosegger, der jetzt Siebenzigjährige, erzählt im Augustheft des „Türmers" (Herausgeber J. E. Frhr. v. Grotthuß) von seiner Mutter. Er berichtet mit innig warmem Rückerinnern von den ersten Jahren ihrer Ehe, wie sie ihn treulich behütet und geleitet hat, wie sie ihre Zuversicht bewahrte, auch als Not und Sorge ins Haus zogen, und wie sie bis ins späte Alter hinein nur für die Ihrigen lebte:

. . . Frömmlerisch war sie nicht. Doch deucht es mich, es ist ihr manchmal bange geworden, wenn schon damals im Waldland davon gesprochen wurde, es würde einmal eine Zeit kommen, da die Leute nicht mehr an Gott glauben. „O mein Gott!" sagte sie einmal, „wenn sie ihren Glauben verloren haben, was wird das für eine Trauer sein auf der Welt!" Gute Mutter! Wenn du sehen könntest, mit welch ausgelassenen Freudensprüngen sie heute ihre Gottlosigkeit feiern! — Ihr Christentum bestand vor allem darin: Fleißig arbeiten, den Leuten gut sein und auf unsern Herrgott vertrauen. So ganz weltabgekehrt, wie endlich mein Vater, ist sie nie geworden. Sie war es, die das Haus noch so weit aufrechthielt, daß wir nicht gerade darben mußten. Und immer wußte sie sich auch andern Leuten nützlich zu machen. Wenn in der Gegend wer krank war, brachte sie ihm Hausmittel oder zukömmliche Bissen. Wenn wer starb und die Leute an der Bahre nächtlicherweile Wache hielten unter Beten und Singen, da ist immer meine Mutter gebeten worden um ein Totenlied oder um einen Gesang von Unserer lieben Frau, oder daß sie etwas vorlesen möchte aus dem Erbauungsbuch. Die meisten anderen hatten ihr bißchen Lesen ja längst vergessen oder konnten es wenigstens nicht so gut wie meine Mutter. Sie las nicht trocken und eintönig, wie man „liest", sondern lebendig und eindringlich, wie man spricht. Mein Vater, der keinen Buchstaben kannte, hat bei solchem Lesen die Mutter in Andacht und Freude betrachtet — voller Glück darüber, daß er auf seinem harten Wege zum Himmel gerade diesen Kameraden hat finden mögen.

Freilich, auch ich konnte lesen, sogar schreiben. Aber das war meinen Eltern nicht das Richtige, denn ich las zuviel, und so in mein zwölftes Jahr gekommen, wollte ich gar nichts mehr tun als lesen und schreiben. Ein mißlungener Bauer. Nun begann meine Mutter hausieren zu gehen zu den Pfarrhöfen weitum, mit ihrem Buben, der Geistlich werden wollte. Was da zu machen sei, ihn ohne Geld in die Studie zu bringen? Sie fand kein rechtes Entgegenkommen und hat den Buben allemal wieder mit heimgebracht. Endlich — 's ist das ja schon zu oft erzählt worden —, als der Bub siebzehn Jahr alt war, hat ihn ihr ein Schneidermeister abgenommen. Das Schneidern wäre zwar auch nichts fürs Lesen und Schreiben, aber immerhin schon eine wesentlich geistigere Arbeit als das Pflügen und Dreschen. Das war meiner Mutter recht, da kam ich ja allsamstägig wieder nach Hause, und sie konnte mich in allem, was es not tat, bemuttern. Aber als ich fünf Jahre später plötzlich in die Fremde ging, nicht als Handwerkspursche, sondern in die ferne große Stadt, um ein Student zu werden und doch nicht auf geistlich zu studieren — da ist ihr bange geworden. Sie war nicht mehr so gesund wie in junger Zeit, ist oft im Fiebern und Hitzen dahingelegen, dann doch immer wieder auf die Füße gekommen, mußte aber einen Stock haben zum Gehen; und die durch Arbeit und Gicht verkrüppelten Hände zitterten ein wenig, wenn sie sich auf den Stock stützten. Ihr Haar war noch glänzend schwarz und ihr Gesicht weiß und jugendlich. Sie soll tagelang bitterlich geweint haben, als sie ihren Aeltesten so in die dunkle Ungewißheit hinein verlor, aber zur Stunde, als ich reisebepackt vor sie hintrat: „Nun, Mutter, behüt' Euch Gott!", da hat sie mir ein Papierbildchen der heiligen Jungfrau in den Sack gesteckt, hat mit dem Daumen über mein Gesicht ein Kreuz gemacht, und geweint hat sie keinen Tropfen. „'s Herz schwer machen", soll sie zu meiner Schwester gesagt haben, „das hat's schon gar nit not; er geht eh hart fort."

Bald kamen für die Mutter aber tiefere Leiden. Etliche Leute waren, besonders ein Kaplan in Kieglach, die redeten herum: der Kluppenegger-Peterl zu Graz täte auf den Antichrist studieren und wolle unsern heiligen Glauben abfallen. Meine Mutter hat nichts darauf gesagt als: „Derlogen ist's. So ist er nit!" Weil jedoch das Gerede immer ärger wurde, so hat sie eines Tages von ihrer Dienstmagd die Sonntagsjoppe entlehnt (denn sie selber besaß keine ungeflickte mehr), hat ein Handkörbchen genommen, ein Stück Rauchfleisch und einen Schnitten Weißbrot und den Stecken, und hat sich auf den weiten Weg gemacht nach Graz. Dort hat sie im lichten Zimmerchen einen munteren Bettelstudenten gefunden, in schwarzem Tuchgewand, das Haar hübsch mit Wasser geglättet und nach rückwärts gekämmt, und um ihn Bücher, lauter Bücher. Die Wäsche in der Lade war in guter Ordnung, das Bett mit schneeweißem Linnen überzogen, und über dem Bette hing das Bildchen Unserer lieben Frau, das sie ihm hatte mitgegeben. Nun sieht sie es: er ist bei guten Leuten und hat noch den Glauben. Aber als ich sie in der Stadt herumführte und zu meinen Bekannten und Gönnern, da ist sie auf der Straße ohnmächtig geworden und neben meiner zu Boden gesunken. Noch heute wundert es mich, wie gefaßt ich es ertragen konnte, als sie mehrere Tage lang im stockfremden Spitale lag, zwischen vielen Betten und Kranken, weil es mir nicht gestattet war, sie in meinem Zimmer zu behalten. Indessen hat sie sich bald erholt und ist damals — sowie noch ein zweites Mal, als sie mich in Graz besucht — glücklich und glückselig nach Hause gekommen. Sie hatte gesehen: unter schlechte Leute war ihr Bub nicht geraten, und von einem Antichrist war an ihm auch just nichts zu verspüren.

Der nächsten Jahre Sommerferien habe ich daheim zugebracht im Vaterhause. Wenn ich bei meinen Büchern und Schriften saß, waltete sie emsig und froh um mich herum, und ließ es nicht merken, wie krank sie war. Leid tut mir heute noch jeder Waldgang, jede Bergwanderung, die ich in jenen Ferien machte. Ich versäumte damit ja die letzte Lebenszeit der Mutter. Einmal habe ich sie mitgenommen, zu Wagen, auf einen solchen Ausflug, aber er hat ihr nicht wohl bekommen. Es ging nämlich in Alpel der Ruf um von einem Bauerndoktor in Fischbach, der nahezu Wunderkuren vollbringe. So führte uns eines schönen Sommertages der Vetter Steffel mit seinen Pferden dahin durch die schönen hohen Wälder. Die Fahrt war lang und der Weg bergig und holperig und der Wunderdoktor — als wir endlich sein Haus erreichten — besoffen. Er untersuchte die Mutter wichtigtuerisch und sagte dann mit grölender Stimme: „Ja, mei liabe Kluppeneggerin, du muaßt sterbn!"

Unser Kutscher hörte das und schrie dem Mann schauderhaft grob ins Gesicht: „Muaßt nit du ah sterbn? Na, du wirst a so hin, alts Kamel, gottverfluachts!"

Meine Mutter hat krampfhaft aufgelacht, ist aber betrübter nach Hause gekommen, als sie ausgefahren war.

Sie lebte noch ein paar Jahre so weiter, manche Woche danieder im Bett, dann doch wieder mühsam im Hause herumschaffend, gemeinsam mit ihrem gottergebenen Mann und mit den heranwachsenden Kindern, die nicht in die Fremde gegangen waren. Dann erlebte sie noch, wie ein neues, gedrucktes Liederbüchlein ins Haus kam, das ganz in steirischer und gar deutlicher Weise verfaßt war, und das ihr Sohn in der fernen Stadt zusammengedichtet hatte. Und es kamen weltfremde Leute ins dunkle Waldhaus und lobten ihren Sohn über die Baumwipfel hinauf. Der Sohn aber strebte in der fernen Stadt seinem Lernen,

Kreisarchiv Calw
LANDKREIS CALW